

Mit meinem Tagebuch in der Gran Sabana

- Abenteuer in Venezuela –

21. / 22.8.93

Der Frankfurter Flughafen gleicht einem Ameisenhaufen – nur sind die Ameisen bunter und tragen Koffer in der Hand oder schieben Gepäckwagen vor sich her und gefährden damit die Fersen anderer Ameisen.

Erste Überraschung: unser Flug zur Isla de Margarita (Zielflughafen Porlamar), der „la perla“ Venezuelas, verspätet sich um drei Stunden. Nach drei Stunden Wartezeit steigen wir mit der Gewissheit ins Flugzeug, mittelamerikanische Gelassenheit geübt und erprobt zu haben.

Venezuela empfängt uns mit der bekannten tropischen Schwüle, die permanentes Saunagefühl hervorruft. Das Taxi zu unserem Hotel hat rundherum die Farbe des Rosts eingenommen, der Fahrer fährt zwangsweise ohne Licht, da sämtliche Vorder- und Rückleuchten fehlen. Doch scheint dies die Regel, nicht die Ausnahme in Venezuela, wie wir mit ängstlichem Blick aus dem Autofenster in die abrupt hereinbrechende Dunkelheit feststellen. Am zehnten nördlichen Breitengrad vergeht die Zeit der Dämmerung in Minuten.

Auf der Fahrt zum Hotel genieße ich den auf der ganzen Welt typischen Geruch tropischer Länder:

feucht – modrig – staubgefüllt - abfalldurchsetzt, Holzfeuerqualm -ungefilterte Autoabgase – undefinierbare Gewürze in undefinierbaren Speisen, die an den Straßen feilgeboten werden.

23./24.8.

Wir „relaxen“ zwei Tage, baden und erholen uns für unsere Tour ins „Landesinnere“. Von unserem kleinen Hotel an der Playa el aqua sind wir begeistert: eine kleine Hacienda direkt am Palmenstrand mit überdachten Außensitzen für die Mahlzeiten, dabei die intensiv blauen Wellen vor Augen. Über das Vorleben des Hotels streiten sich zwei Reiseführer: im einen wird es als Sommerresidenz eines Diktators, im anderen als Residenz des ersten demokratischen Staatspräsidenten bezeichnet. Allein zum Wohlfühlen glaube ich an das zweite.

Wir erfahren: die Liste der Longdrinks ist endlos. Cuba libre ist das Bier Venezuelas und wird in ähnlichen Mengen getrunken.

25.8.93

Unsere Reisetaschen sind gepackt, das Taxi bestellt, um uns zum Flughafen in Porlamar zu bringen. Anschließend zwanzig Minuten-Flug nach Barcelona, dem Ausgangsort unseres gebuchten Reiseprogramms.

Tage Abenteuer Venezuela. Eine kleine Reisegruppe mit deutschsprachigem Führer erwartet uns mittags um halb zwei in Barcelona am Flughafen. Zunächst Fehlplanung: unser Ticket ist auf einen Flug ausgestellt, den es gar nicht gibt. Jedenfalls nicht um diese Zeit. Statt morgens um 10.40 Uhr fliegen wir abends um 21.30 Uhr. Deutsche Genauigkeit und Pünktlichkeit sind fehl am Platze, südamerikanische Mentalität ist gefordert. Nebenbei sind unsere zehn und dreizehn Jahre alten Kinder aufzumuntern und zu motivieren, den Tag mit uns spontan in einem Mietwagen zu

verbringen und die Insel zu erkunden. Am Abend zahlen wir 1,60 DM an einer Tankstelle für die Tankauffüllung. Kaum zu glauben, aber: Benzinpreis in Venezuela: 10 Pfennig pro Liter (Diesel 2 Pfennig pro Liter). Der direkte Profit der Bevölkerung am hohen Ölreichtum des Landes. Verrückte Welt.

Eine müde Kleinfamilie landet gegen 22 Uhr auf dem Flughafen Barcelonas. Keine Reisegruppe, kein deutschsprachiger Reiseleiter, sondern nahezu menschenleere Flughafenhallen, die hinter uns abgeschlossen werden. Kein Transfer-Service zum 30 km entfernten Sammelpunkt unserer Gruppe, dem La Sabaneta Camp

Auf uns allein gestellt müssen wir La Sabaneta erreichen, wollen wir am Abenteuer Venezuela teilnehmen.

Wie? Unbekannte Stadt, Dunkelheit und 20 befragte Taxifahrer haben den Namen nie gehört. Die Kinder beginnen zu nörgeln, wir sind irritiert. Endlich, der 21., ein alter, zigarettenzerknitterter Driver beschreibt „unserem“ (der, der uns als erster seine Fahrdienste anbot) den Weg. Taxifahrer haben ihre Gesetze. Etwas unsicher lassen wir uns auf die Reise in die Nacht ein und fahren los.

Die Richtung scheint zu stimmen, denn die Straßen werden zu Wegen, die Wege zu Holperpfaden, die Vegetation wird grüner, dichter und unheimlicher in der Dunkelheit. Es ist inzwischen 23.30 Uhr und wir schaukeln mit unbekanntem Ziel und unbekanntem Fahrer durch eine unbekannte Gegend in einem unbekanntem Land auf vom Regen ausgehöhlten Wegen hoffentlich zu Camp Sabaneta. Autos fahren auf dieser Strecke keine, Menschen gibt es ebenso wenig. Die erwarteten 30 km haben wir längst hinter uns, auch unser Fahrer wird unsicher und nach kilometerlanger Fahrt durch Niemandsland wendet er auf unsere Bitte und fährt retorno. Wir kommen an einer Indiohütte vorbei und unser Fahrer weckt einen verschlafenen Indio mit „ola amigo“ aus seiner Hütte. Mehr verstehen wir nicht. Der Fahrer fährt sichtlich selbstbewusster weiter, und um 24.00 Uhr stehen wir vor einem großen Holzzaun, hinter dem durch unser Hupen ein Riesenhundegebell losgeht. Wir werden eingelassen auf Camp Sabaneta. Von der Reisegruppe bereits abgeschrieben und längst nicht mehr erwartet, werden wir vom Reiseleiter für unseren „Spürsinn“ gelobt und mit der Information: Aufbruch morgen früh 4.15 Uhr in unsere „Betten“ geschickt. Unser Schlafplatz: einfache Lehmhütten mit Bettgestellen, über denen Moskitonetze hängen. Ein Ventilator im Raum fächert dringend benötigte Kühle zu. Es ist schwül, stickig und moskitoangereichert um unsere Schlafstelle. Um 2.00 Uhr fällt der Strom aus (Generator!); es wird heiß, die Moskitos werden wild, finden Einstieg durch kleine Löcher im Netz und unser dringend benötigter Schlaf ist bis vier Uhr vorbei. Das Aufstehen empfinden wir als Erlösung.

26.8.93

Erster Tag unserer Tour

Frühstück bei Kerzenlicht (immer noch Stromausfall), unsere Beine stecken zwischen miauenden Katzenbabys und winselnden Hundewelpen, die sich um Wurstreste streiten.

Kennen lernen der Reisegruppe: ein Pärchen, drei Singles (2 männl., 1 weibl.) und wir als Familie mit zwei Kindern.

Aufbruch und Flug von Barcelona nach Puerto Ordaz.

Wir landen nach einer Stunde zwischen Ölraffinerien, üppigem Urwald um das Flussdelta des Orinoco. Hier in der Nähe steht Venezuelas größtes Wasserkraftwerk, gespeist aus den Stromschnellen und Wasserfällen des Rio Caroni.

In Puerto Ordaz steigen wir für die nächsten drei Tage in Jeeps um, unsere Familie in einen mit unserem Reiseleiter, in einen zweiten Jeep steigt der Rest der Gruppe. Wir lernen unsere Fahrer Edmundo und Victor kennen, die verantwortlich sind für die Autos und deren Zustand innen wie außen. Wie wichtig dies ist, ahnen wir jetzt noch gar nicht. Beim Einsteigen deutet Edmundo auf eine riesige Tiefkühlbox, die ein wie uns scheint übertriebenen großen Teil des Wagens einnimmt: Cola-, Bier- und Wasserdosen, die für uns bald unschätzbaren Wert erhalten und schneller geleert werden als wir glaubten. Hitze, hohe Luftfeuchtigkeit!

Apropos Bierdosen: Umweltbewusstsein lässt man auf einer Reise nach Südamerika am besten am Frankfurter Flughafen zurück. (Wobei eine Flugreise an sich umweltbewusstes Handeln ad absurdum führt, ich weiß ...). Wir hatten in unserem Jeep abends täglich einen Müllsack mit Dosen, dessen Volumen unserem Zweiwochennormalmüll zu Hause entspricht.

In Venezuela, wie in anderen Dritte Welt- Ländern, ist ein Plastikboom ausgebrochen. Das bei uns langsam wachsende ökologische Bewusstsein hat zur Folge, dass technisches Know how, veraltete Technologien sowie Plastikprodukte, die bei uns allmählich verpönt sind (Teller, Tassen ...) in Massen über den Atlantik transportiert werden.

Gepäck ist verstaut, Plätze sind eingenommen, wir „brettern“ los. 500 Kilometer schnurgerade Straße, bis auf eine handvoll kleiner Ortschaften menschen- und tierleer. Wir staunen über die Weite des Landes, endlose Ebenen, ab und zu Buschwerk, Natur, Leere, kaum Verkehr. Dazwischen immer wieder Flussläufe, an denen die Vegetation dichter und grüner wird.

Kleiner Stop an einer Dorfstraße bei einer „Maniok-Bäckerei“. Aus der Maniokpflanze (auch Yuca genannt), einer Art Wurzelgemüse, wird Mehl gemahlen, zu Teig verarbeitet, auf Holzöfen gebacken und als Fladen auf langen Holzgestellen in der Sonne getrocknet. Eine der Hauptspeisen der Indios. Für uns hält sich der Genuss in Grenzen. Am Nachmittag passieren wir die Gegend, in der der Film „Papillon“ gedreht wurde. Das Strafgefangenenlager aus dem bekannten Buch existiert heute noch. Wir erreichen Las Claritas, ein Ort der Goldsucher- und -schürfer, dessen Atmosphäre unheimlich und spannungsgeladen ist.

Gegen Abend besichtigen wir eine Goldmine.

Beim Anblick der Goldminenarbeiter erlischt die Freude am Tragen von Goldkettchen. Der Job ist brutal, und ich stelle mir Sklavenarbeit nicht anders vor. Die Goldsucher buddeln buchstäblich die Erde um. Teils mit starkem Wasserdruck, wobei stundenlang unter ungeheurem Kräfteverschleiß ein starkes Wasserrohr auf die Erde gerichtet wird, um Erdteile zu lösen, teils mit einfachen Hacken, um feste Erdbrocken zu lockern, stehen die Minenarbeiter in drückender Schwüle, der prallen Sonne und gegen Abend des Moskitos ausgesetzt von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in der ausgehöhlten Erdgrube. Der Goldstaub in den Erdbrocken ist mit bloßem Auge nicht sichtbar. Die freigesetzte oder gehackte Wasser-Schlamm-Masse wird auf Förderbänder gepumpt mit unterschiedlichen Filzauflagen. Auf diesen Filzauflagen setzt sich der Goldstaub, soweit überhaupt in der Erde vorhanden, ab. Mit der Quecksilberlösung wird der Goldstaub vollständig aus anderen Mineralverbindungen isoliert. Der Ertrag ist gering. Trotzdem lohnt sich die Schwerstarbeit. Die Minenarbeiter arbeiten für Firmen und werden relativ gut bezahlt. Wer zusätzlich eigenes Gold finden will, muss nach dem Ende der allgemeinen Arbeitszeit mit Schüssel und Harke losziehen und in bereits verlassenen Gruben sein persönliches Glück versuchen.

Der Weg der Minnarbeiter täglich von ihren Hütten zu den Gruben beträgt einige Kilometer. Erdfarben vom Schmutz der Grube, schweiß nass am ganzen Körper erreichen die Arbeiter abends kurz vor Einbruch der Dunkelheit ihre Hütten, bei Trockenheit verstaubt, während der Regenzeit von Erde verklebt. Die Quälerei des Tages verlangt Entlohnung. In Las Claritas blühen Glücksspiel und Prostitution. Gold macht gierig, Alkohol betäubt das elende Leben. Spannung und Streit im Dorf sind an der Tagesordnung.

Unser Reiseführer Ralf mahnt uns dringend davor, abends den Ort zu durchstreifen. Wir sollen in unserem von einer Mauer umgebenen Camp bleiben. Wir schlafen in kleinen Häuschen mit Moskitogittern an den Fenstern und einem Ventilator an der Decke.

Ich schlafe schlecht und unruhig, im Traum noch die stumpfblickenden, auf klitschigen, abschüssigen Erdhängen stehenden Goldsucher vor Augen. Goldglanz war nirgends zu entdecken.

27.8.93 Zweiter Tag unserer Tour

Auf unserer Fahrt zu den Asserfällen Chinak meru und Toron meru haben wir heute erlebt, wozu Jeeps nötig sind und was sie leisten. Südlich von Las Claritas beginnt der Canaima Nationalpark und mit ihm die Gran Sabana, die große Grassavanne. Die Landschaft fesselt: endlose Weiten, sanfte Hügel mit kurzem Savannengras, Menschleere ohne den Anflug von Eintönigkeit. Plötzlich ragen Tepuis am Horizont aus dem Nichts: riesige zwischen 1500 und 3000 m hohe Tafelberge aus Sandstein, eine der erdzeitlich ältesten Formationen, die massiv und wuchtig den Blick in die Weite begrenzen.

Wir entdecken in der steppenartigen Ebene keine Tiere und wundern uns zunächst, denn Argentinien's Pampas mit ihren Rinderherden und Kenias Steppen mit der zahlreichen Tierarten ähneln der Gran Sabana. Doch untersucht man den Boden, erkennt man, dass er hart ist wie Stein, undurchlässig und dem Regen keine Chance gibt einzudringen. Nährstoffe können nicht einsickern, sondern werden fortgeschwemmt. In den Flussniederungen sammeln sich Wasser und Nährstoffe, dort findet sich auch dichte Vegetation.

Während wir dem Chinak meru auf ausgewaschenen, furchentiefen Staubstraßen entgegenrumpeln, kommen wir an vereinzelt Indianersiedlungen vorbei. Eine, höchstens zwei Familien leben in Hütten zusammen. Manchmal steht nur ein einziges Holzhaus mitten in der Ebene, nach allen Seiten offen, einem Lagerschuppen ähnlich, in dem Hängematten baumeln und um das ein paar ausgemergelte Hühner als Nahrung von morgen gackern. Indianer leben nach innen, nicht nach außen, sagt Ralf. Dieser Satz gefällt mir.

Mit unseren Jeeps haben wir kleine, aber steile Höhenunterschiede zu bewältigen. Die durchfurchten Wege sind oft derart steil, dass ich zunächst aussteigen will. Von Ralf und Edmundo werde ich belächelt. Kein Wunder, denn ich müsste nahezu alle zehn Minuten aussteigen. Also lerne ich, meine Angst vor dem Senkrechtstehen des Jeeps in den Griff zu bekommen.

An einem Flussbett scheint unserer Fahrt zu Ende zu sein. Von wegen. Allrad, der richtige Gang und wir durchqueren den Fluss. Das gleiche in den nächsten Tagen sechs oder siebenmal.

Über Steine, Fels und Sand quälen wir uns zum Chinak meru. Meine Bewunderung für die unberührte Landschaft hält trotz körperlicher Strapazen an. Viel Platz. Viel Natur.

Die letzten Kilometer zum Wasserfall legen wir in einem Einmannboot zurück. Wir sind in der Wildnis und der Anblick des 100 Meter hohen Wasserfalls ist überwältigend. Eingebettet in dichtes Regenwaldgrün rauschen die Wassermassen zu Boden. Wir klettern, uns an Wurzeln und Lianen festhaltend, zum Grund des Wasserfalls und baden dort. Zehn Menschen unter dem Tosen der stürzenden Wassermassen ganz allein weitab der Zivilisation. Ein Gefühl enger Naturverbundenheit entsteht.

Ich atme tief durch.

Die Fahrt zum Toron meru ist holprig und anstrengend. Wir erreichen den Wasserfall am späten Nachmittag und die Natur bietet eine andere Kulisse: düster, regenwolkenumhangen, das Wasser stürzt in Kaskaden in die Tiefe, lässt uns der Toron meru angesichts seiner Gewaltigkeit unsere Bedeutungslosigkeit fühlen. Der Abstieg zum Grunde des Wasserfalls ist diesmal gefährlich, weil steil, eng und klitschig und unheimlich, weil dunkel, dichtbewachsen und undurchsichtig. Wir klettern mehr als dass wir absteigen.

Natur. Natur trübt auch unser paradiesisches Gefühl: Moskitos starten in der dichten Schwüle massive Angriffe auf uns.

Je schöner das Fleckchen Erde, umso mehr empfinden das die Moskitos auch.

Während der Rückfahrt zum Camp erleben wir den ersten wolkenbruchartigen Schauer der tropischen Regenzeit. Er kommt in Sekundenschnelle und es fehlt die Zeit, sich vor ihm zu schützen. Nass sitzen wir im Jeep. Die Kraft der Scheibenwischer reicht für die Regenmassen nicht aus, aus den Staubwegen werden Rutschbahnen und ich bin froh, dass der Spuk innerhalb von Minuten vorbei ist. Wir fallen abends mitsamt unseren Eindrücken todmüde ins Bett.

28.8.93 Dritter Tag unserer Tour

Tagesziel heute: Santa Elena, die Grenzstadt zu Brasilien. Fahrer und Jeeps beweisen wieder ihr Können. Wir genießen im Laufe der Fahrt grandiose Ausblicke auf die Tafelberge – die Tepuis – die teilweise wolkenverhangen, teils frei und überwältigend massiv den Horizont prägen. Über Mittag rasten wir in dem Indianerdorf San Ignacio de Yuruani, von dem aus Bergtouren zum höchsten Tepui der Gegend, dem Roraima, starten.

Ein Höhepunkt unserer heutigen Tagestour: Quebrada de Jaspe, ein kleiner Fluss, glasklar mit treppenartigen Abstufungen, auf deren Boden der Halbedelstein Jaspis in rot, orange und gelb schillert. Fällt die Sonne darauf, wirkt die Farbpracht wunderschön. Leider sind die Moskitos auch hier wieder unserer Meinung: die unberührte Natur ist paradiesisch.

Wir ziehen den Kürzeren, gepeinigt verlassen wir die Quebrada de Jaspe und sind bis Santa Elena mit Kratzen beschäftigt.

Unser heutiges Übernachtungscamp liegt auf einer Anhöhe über Santa Elena. Yakoo-Camp bietet uns einen nach allen Seiten offenen Speiseraum und eine angenehme kühle Nacht ohne Moskitos.

29.8. Vierter Tag unserer Tour

Santa Elena ist quirlig, laut und farbig. Wir schlendern durch die Straßen, bestaunen die kleinen bunten Lädchen, in denen es a l l e s gibt, was man zum Leben braucht und mehr. Teils auf dem blanken Boden gelagert, teils verstaubt und vergammelt im hintersten Regal – aber vorhanden: von Lithiumbatterien für den Fotoapparat, über Wattestäbchen, Körperlotion, Zahnstocher bis zum Lutscher.

Immerhin sind wir drei lange Fahrtage von der Küste entfernt und größtenteils durch Wildnis gefahren. Jenseits der brasilianischen Grenze bedarf es wiederum einer 24-Stundenfahrt nach Manaus am Amazonas, um in der Zivilisation zu sein.

Wir können für ca. eine Stunde die brasilianische Grenze passieren und uns im Grenzdorf La Linea aufhalten. Unsere Fahrer nutzen dies, um die Aufputschdroge Guavana zu kaufen. Guavana wird aus einer Urwaldliane gewonnen und enthält den fünffachen Koffeingehalt des Kaffees. Edmundo und Victor führen ein anstrengendes Leben: tagsüber die Jeeps über Urwald- und Savannenpiste lenken, und nachts winkt in jedem Übernachtungsdorf ein venezolanisches Girl.

Auf einer Anhöhe in La Linea haben wir einen sehr guten Blick über den Amazonasregenwald, der bis zum Horizont nicht aufhört. Unweit unseres Standortes fanden in jüngster Zeit die Massaker von Goldsuchern an Indios statt...

Mit einem brasilianischen Stempel in unserem Pass kehren wir nach Venezuela zurück und sind in zehn Minuten auf dem „Flughafen“. Unser Tagesziel: von Santa Elena mit einer Propellermaschine über den Canaima Nationalpark, den Salto Angel (höchster Wasserfall Venezuelas), die Tepuis nach Ciudad Bolivar. Von dort per Kleinbus nach Maturin am Orinocodelta. Aber noch sind wir am „Flughafen“: eine Minirollpiste, ein verrostetes Schild „áeropuerto“, eine Imbissbretterbude mit Tacos, stechende Sonne und eine ungewisse Abflugzeit. Niemand kann über 2 Stunden lang sagen, wann unser Flugzeug kommt, um uns nach Ciudad Bolivar zu bringen. Edmundo versucht ununterbrochen Funkkontakt mit dem Flughafen in Ciudad Bolivar zu bekommen.

Vergebens.

Nicht mehr nötig. Nach 2 ½ Stunden Warten, einem herzlichen Dankeschön und Abschied von Edmundo und Victor, sitzen wir in der Propellermaschine mit klebenden Kleidern, hochroten Köpfen, unerträglicher Hitze und zwanzig weiteren Passagieren. Der Flug wird mir immer in Erinnerung bleiben: ein fantastischer Blick über den venezolanischen Regenwald, die Tepuis und den Salto Angel

Zwischendurch einige endlose Schrecksekunden: Das Flugzeug wackelt, dröhnt, rumpelt, ich höre explosionsartige Geräusche und schließe die Augen, die Maschine scheint zu bersten, dann Stille. – Wir sind auf einer Schotterpiste gelandet, in dem kleinen Regenwalddorf Ikabaru, um einen Passagier aussteigen zu lassen. Unsere kleine Tochter weint und erbricht sich gleichzeitig. Das grandiose Panorama ist ihr verständlicherweise völlig gleichgültig.

Ankunft in Ciudad Bolivar am Rio Orinoco, eine gute Flugstunde nördlich gegen Nachmittag. Bei drückender Schwüle steigt unsere 9-Personen-Gruppe in einen Kleinbus mit nichtfunktionierender air Condition, fährt ca. dreieinhalb Stunden weiter gegen Norden, vorbei an Viehherden (es gibt also doch einige in Venezuela), Ölraffinerien und wieder Menschenleere nach Maturin.

Sehr müde und mit viel Stoff zum Träumen fallen wir in wieder neue Holzbetten.

29.8. Fünfter Tag unserer Tour

Wir halten uns im Orinoco Delta auf. Geplant ist eine Bootsfahrt auf dem Morichal, einem Nebenfluss des Orinoco.

Anderes Venezuela. Dichte Urwaldvegetation am Flussufer, Lianen, Mangroven, Morichepalmen (eine wichtige Nahrung der Indios) und zahlreiche andere Sumpfpflanzen. Und mittendrin und mittendurch ein Umherschwirren der farbenprächtigsten Schmetterlinge: leuchtend Blau, kräftiges Orange und knalliges Gelb.

Große Aufregung im Boot, als wir Brüllaffen entdecken, die von Baum zu Baum schwingen.

Wenig später wieder Aufregung: Ralf hatte jedem, der von unserer Gruppe wollte, eine kleine Angel in die Hand gedrückt, damit wir unser Glück beim Piranafischen versuchten, frische Leberstückchen wurden extra dazu mittransportiert.

Julia angelte zuerst einen und war darüber mehr erschrocken als erfreut. Ralf demonstrierte eine Bissprobe, indem er dem Raubfisch ein Holzstück vor das Maul hielt – dem Holz fehlte anschließend ein deutliches Stück.

Entlang dem Ufer des Morichal leben vereinzelt Indianer in Pfahlbauten: ein wenig Blechgeschirr, ein paar Decken, etliche Hängematten und unter den offenen Hütten magere Hunde, magere Hühner – und Abfall, der mit dem nächsten Tropenregen, wenn der Fluss für kurze Zeit steigt, ins Flusswasser eintaucht. Wie gesagt:

Umweltbewusstsein zu Hause lassen.

Während eines Stops auf der Rückfahrt zum Hotel entgeht Thorsten von unserer Reisegruppe nur knapp dem Verkehrstod. Fasziniert vom Anblick eines schillernd grünen Leguans, den Fotoapparat zückend, stürzte er Richtung Straße. Unser Schrei ließ ihn im letzten Moment vor einem LKW stoppen. Der Leguan entschwand im Urwald.

30.8.93 Sechster Tag unserer Tour

Pipelines, pipelines, pipelines. Sie begleiten uns am letzten Tag unserer Tour bis zurück ins Camp La Sabaneta in Barcelona, dem Ausgangspunkt unseres Trips.

Auf der geplanten Fahrt in die Turimiquiere Berge am Nachmittag des letzten Tages müssen wir uns der Natur beugen. Tropischer Regen verdunkelt den Tag, und wir verzichten auf eine Flussschiffahrt, weil das Wasser in Minuten zu Fluten anschwillt und ein Weiterfahren unmöglich macht. Statt der Besichtigung einer Kaffee- und Kakaopflanzung schlendern wir durch ein kleines Dorf, das nach den Regengüssen zu neuem Leben erwacht: Frauen waschen sich und ihre Wäsche im Fluss, eine Frau hat Friseurtermin: sie sitzt auf einem Stuhl in einem kleinen Hof an der Straße, der „Friseur“ steht hinter ihr und dreht Lockenwickler in ihr Haar. Wenig Schritte weiter sitzt eine Indiofamilie, um einen Berg Maniokwurzeln. Angefangen von kleinen Kindern im Alter zwischen fünf und zehn Jahren bis zu den Greisen der Großfamilie schaben alle im Akkordtempo die rübenähnlichen Manioks sauber, mit Riesenmacheten, die unglaublich scharf und gefährlich aussehen.

An unserem letzten Abend feiern wir Abschied mit Merenge-Musik und Cuba libre.

31.8. – 2.9.

Wir fliegen zurück auf die Insel Isla de Margarita und freuen uns auf „unser Hotel“, das Meer und den Strand.

Unter Palmen mit einem Buch in der Hand „erholen“ wir uns von unserem „Programmurlaub“, um nicht ganz urlaubsreif nach Hause zu kommen.

3.9.

Wie angekommen, so verlassen wir Venezuela. Mit drei Stunden Verspätung – wir kennen jetzt auch den Flughafen in Caracas- startet unser Flugzeug nach Frankfurt. Mit dem Gefühl, wochenlang unterwegs gewesen zu sein, landen wir in Frankfurt. Fazit: Urlaub in Venezuela ist sehr interessant und sehr beeindruckend – aber anstrengend.

Sylvia Rosenkranz-Hirschhäuser